

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geurle

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Haack, Wiesbaden

Nachdruck aller Rechte vorbehalten

Nummer 9

Sonntag, den 28. Januar 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 28. Jan.: Karl der Große.; Montag, 29. Jan.: Franz von Sales. Dienstag, 30. Jan.: Martina. Mittwoch, 31. Jan.: Petrus. Donnerstag, 1. Februar: Ignatius. Freitag, 2. Febr.: Nichte. Samstag, 3. Febr.: Blasius.

Vierter Sonntag nach Epiphanie

Evangelium des hl. Matthäus 8, 23—27.

In jener Zeit, als Jesus in das Schifflein trat, folgten ihm seine Jünger nach. Und siehe, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde: er aber schlief. Und seine Jünger traten zu ihm, wackten ihn auf und sprachen: Herr, hilf uns, wir gehen zu Grunde! Und Jesus sprach zu ihnen: Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen? Dann stand er auf, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille. Die Menschen aber wunderten sich und sprachen: Wer ist dieser, daß ihm auch die Winde und das Meer gehorchen?

„Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen! Dann stand er auf, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille.“ Es ist, als ob der Himmel, der schwarz bewölkt, plötzlich sich öffnete und die Stimme Gottes spräche zu der Kleingläubigen, von der Angst und Furcht befallenen Menschheit. Gibt es majestätischere, kraftvollere Worte! Hier tritt uns Gottes Allmacht in ihrer ganzen Macht und Kraft, in ihrer alles, auch die Naturgewalten beherrschenden überwältigenden Überlegenheit entgegen. Deshalb ist der Sonntag vom Sturm auf dem Meere der Sonntag der unermesslichen göttlichen Allmacht und des unermesslichen menschlichen Vertrauens.

1. Alles was wir von Gott wissen, bekundet seine Allmacht. „Dein ist der Reichtum, und dein ist die Ehre, du herrschest über alle; in deiner Hand ist die Kraft und die Macht; in deiner Hand ist die Größe und Herrschaft über alles.“ (1. Chron. 29, 11, 12.) Er ist Herr des Himmels, Herr der Menschen, Herr der Natur, Herr der Hölle. „Und es erhob sich im Himmel ein großer Streit.“ Das war der Kampf der guten Engel mit den bösen, die sich emporboten gegen die Herrschaft Gottes. Er dauerte nicht lange, dieser Kampf. In demselben Augenblicke, da in der Seele dieser Engel der Gedanke an Überhebung wach wurde, da die Sünde geschehen war, war auch schon die Entscheidung gefallen. Gottes Allmacht hatte sie in den Abgrund der Hölle geschleudert. Er ist der Herr des Himmels. In seinem Reiche ist kein Platz für solche, die sich seinem Willen nicht fügen wollen. Die Macht der Engel ist groß. Als der Herr sie erschuf, hatte er sie mit dem Edelsten und Vorzüglichsten ausgestattet. Ein einziger Engel tötete in erster Nacht 185 000 Ägypter. Von Luzifer, dem Anführer der gefallenen Engel, sagt der Prophet: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du Morgenstern, der du früh aufgingst! Wie bist du zur Erde gestürzt, der du die Völker schlugst! Der du sprachst in deinem Herzen: Zum Himmel werde ich aufsteigen, aber die Sterne Gottes sehen meinen Thron, auf dem Berg des Bundes wohnen auf der Seite gegen Mitternacht. Ich steige auf der Wolken Höhen, dem Höchsten will ich gleich sein. Ja, zur Hölle fahre ich hinab, zur tiefsten Grube.“ (Jes. 14, 12—15.) Wahrlich, eine gewaltige Macht, und doch, was vermochte sie gegen Gottes Macht!

„Nur ein wenig unter die Engel erniedrigt“, d. h. nur etwas niedriger als die Engel steht der Mensch in der Schöpfung. Durchgeht die Geschichte der Menschen, der Völker wie der einzelnen, und ihr werdet euch verneigen müssen vor dem Hiesigen Geist mancher Menschen. Das ganze Wissen des menschlichen Geistes war in ihnen aufgeschlüsselt, die Geheimnisse der Natur waren ihnen enthüllt, oder sie beherrschten mit ihrem alles gebietenden Willen Völker und Erbküste. Und doch, wo ist ihre Macht geblieben? An irgend einem Widerstand zerbrach sie, wurde sie aufgerieben, und mit ihrem Tode sah der geringste ihrer Anhänger, ihrer Untertanen, daß hinfällig und eitel ihre Macht geworden. Nehmlich dem Massenabfall der Engel verlor die heiligen Bücher von einer Massenhebung der Menschen gegen den allmächtigen Gott. Das war bald nach der großen Flut, die der Herr hatte kommen lassen. Und sie sprachen: „Kommt, wir wollen uns eine Stadt bauen und einen Turm, dessen Spitze bis an den Himmel reicht, und laßt unseren Namen bekannt machen, ehe wir zerstreut werden in alle Völker.“ Die Antwort auf diese verwegene Tat des Stolz liegt in den Worten des Psalmisten: „Der in der Höhe wohnt, lachte ihrer und der Herr spottete ihrer.“ Er verwirrte ihre Sprache, so daß einer den andern nicht mehr verstand und sie von ihrem gottlosen Beginnen abließen mußten.“ (1. Mos. 11, 1—9.) Und alle mußten sehen und bekennen: Es ist Wahnsinn, gegen den allmächtigen Gott anzukommen.

Er ist der Herr der Natur. Er lenkt und leitet die Dinge der Welt nach seinem allmächtigen Willen. Er öffnete die Schreusen des Himmels, daß sie flossen, bis die Wasser alles Lebende verschlungen hatten. Er gebot der Sonne, daß sie leuchtete, bis die Mannen des Josue den Sieg über die Amoriter vollständig gemacht hatten. „Er ist weiser als alle Vögel, stärker als alle Tiere, widersteht sich ihm und hat Frieden? Er versteht die Berge, und so er umkehrt in seinem Grimme, wissen wir nicht. Er rüttelt die Erde von ihrem Orte, und ihre Säulen erbeben.“ (Job 9, 4—6.) „Ehre sei dem Herrn in Ewigkeit; der Herr wird sich freuen seiner Werke, der ansieht die Erde und macht, daß sie zittert, der anrührt die Berge, daß sie rauchen.“ (Ps. 103, 31, 32.) Und so sehen wir heute im Evangelium Gottes Sohn, der die gleiche Wesenheit wie der Vater besitzt, also gleich mächtig und gewaltig, den Wogenschwoll des aufgeregten Meeres gebietet, daß es sich legt und das Schifflein ruhig seine Bahnen zieht.

Herr der Hölle. Die Geister der Hölle, gefallene Engel, haben ihre natürliche Kraft nicht eingebüßt. Gott hat sie ihnen gelassen, natürlich innerhalb gewisser Schranken, damit ihnen daraus Demütigung und Strafe und Beschämung erwachse. Groß ist noch ihr Einfluß da, wo Christus, der Bezwinger der Hölle, nicht anerkannt und verehrt wird. (Besessenheit.) Aber Christus, der Herr, erwies sich als Herr der Hölle. Ist steht von ihm geschrieben, daß er den bösen Geist aus den Menschen ausgetrieben und die Macht des Satans von ihnen genommen habe.

So steht Gott als Herr und Gebieter des gesamten Weltalls unter und über uns. Es gibt keine Macht, die größere Kraft ausstrahlt als die göttliche Macht. Alles ist ihm untertan. „Im Namen Jesu sollen sich beugen die Knie derer, die auf der Erde, über der Erde und unter der Erde sind.“

2. Dieser unermesslichen göttlichen Allmacht wollen wir Menschen ein unermessliches Vertrauen entgegenbringen. Deshalb vertrauen unsere Soldaten unter Hindenburg so felsenfest?

Weil sie diesen genialen Heerführer Dinge verrichten sehen, die weit über das Gewöhnliche hinausgehen, und weil sie der Ueberzeugung sind, Hindenburg ist der schwierigsten Lage gewachsen, es muß unter ihm zu einem guten Ende kommen. Nun hat die göttliche Allmacht in den Fällen, die wir oben angeführt haben, immer wunderbareweise eingegriffen. Gott tat das, weil das israelitische Volk infolge seiner Naturanlage zu seiner Führung und Erziehung eines solchen wunderbaren Eingreifens Gottes bedurfte. Wir im Neuen Bunde, denen uns die „Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes“ im Erlöser erschienen ist, werden von Gott anders behandelt, weil wir vor den Israeliten den großen Vorzug hatten, Gott selber auf der Erde wandeln zu sehen, aus seinem Munde zu hören, wie wir uns ihm mit allen unseren Anliegen anheingehen können, und Beugen zu sein, wie Jesus „Wohlthaten spendend einherging.“ Das sind in der Tat bedeutende Beweggründe zum Vertrauen auf Gottes Hilfe. Hat man je in den Evangelien gelesen, daß Jesus einen Menschen, der hilfesuchend sich ihm genähert, abgewiesen und ohne Hilfe fortgeschickt habe? Oder ist von Jesus bekannt geworden, er habe einem nicht helfen können, seine Macht habe versagt? Keins von beidem. Seine Macht ist unbeschränkt, seine Hilfe ohne Grenzen. Und sein Herz schlägt noch gerade so warm für die Bedürftigen und Bedrängten. „Der Herr ist gnädig und barmherzig, langmütig und von großer Erbarmung. Er zürnt nicht immer, noch droht er ewig. Er hat uns nicht getan nach unseren Sünden, uns nicht vergolten nach unseren Missetaten. Denn so hoch der Himmel über der Erde, so stark ist seine Barmherzigkeit über die, so ihn fürchten.“ (Ps. 102, 8—13.)

Hinzukommt Gottes ausdrückliche Verheißung, unsere Gebete zu erhören, namentlich die Gebete, die der Sünder vertrauensvoll an ihn richtet. Durch den Mund des Propheten Gedeiel (18, 21, 22) hat er die feierliche, für alle Zeiten und für alle Menschen geltende Verheißung gegeben: „Wenn der Gottlose Buße tut für alle seine Sünden, die er begangen hat, und alle meine Gebote hält und Recht und Gerechtigkeit übt, so soll er leben und nicht sterben, aller seiner Frevel, die er begangen, will ich nicht gedenken, um seiner Gerechtigkeit willen, die er geübt, soll er leben.“ Noch heute ist das Wort des hl. Augustinus wahr: „Niemand verschmäht du, o Gott, niemand stößt du von dir, von niemand wendest du dich ab. Wenn ich Reue habe, so schonest du, wenn ich zu dir zurückkehre, so nimmst du mich auf.“ Wir müssen uns aber alle als Sünder betrachten. So wir also in wahrhaft gekränkter Bestimmung uns an Gott wenden und um Hilfe in der großen Not stehen, die auf uns liegt, dürfen wir, nein müssen wir erwarten, daß unser Gebet erhört wird. „Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, um was immer ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das will ich tun.“ Ein vertrauensvolles Gebet ist allmächtig. Es tut Gott gleichsam Gewalt an, so daß er nicht widerstehen kann. „Darum sage ich euch: Alles, um was ihr immer im Gebete bittet, glaubet, daß ihr es erhalten werdet.“ (Mat. 11, 24.) Ja, ein vertrauensvolles Gebet erlangt mehr, als wir begehren. „Reichlicher ist die Gnade als die Bitte“, sagt der hl. Augustinus, „und immer verleiht Gott mehr, als verlangt wurde.“ Bestätigt das nicht auch die hl. Schrift? Abraham bat Gott um einen Sohn, und Gott gab ihm die Verheißung, seine Nachkommenchaft werde sich mehrern wie die Sterne des Himmels und der Sand am Meere, und der Erlöser der Welt werde aus seiner Nachkommen-

Schaft hervorgehen. Jakob hat Gott um Brot und Kleidung, und Gott gab ihm Engel zu Begleitern und Beschützern, und großen Reichtum. Der König Ezechias hat unter Tränen um Genesung von einer schweren Krankheit, und Gott setzte fünfzehn Jahre zu seinem Leben hinzu und verhieß ihm Sieg über seine Feinde. Die Samaritanerinnen haben den Heiland um irdisches Wasser, und der Heiland gab ihr die Wasser der Wahrheit und der Gnade, die emporsprudeln in das ewige Leben. Ist also Gott nicht in der Tat freigebig? Ruß uns diese Wahrheit nicht mit einem unerschütterlichen Vertrauen erfüllen?

Wenn unser Gebet trotzdem nicht, oder nur teilweise, oder nicht sofort erhört wird, dann liegt der Grund nicht an Gott, sondern an uns. Gott handelt mit uns, wie der hl. Augustinus sagt, wie ein liebevoller Arzt. Wie der Arzt, der doch den Kranken kennt, diesem nicht immer gibt, was er verlangt, sondern vielmehr das, was er verlangen sollte, so gibt auch Gott uns immer, was uns frommt. Er handelt nicht immer nach unserem Willen, aber doch immer zu unserem Besten.



Kaiser Karl — der große Herrscher

(28. Januar.)

Denn vom Herrn war die Gewalt gegeben!
(Buch d. Weisheit, 6. 4.).

Am Weihnachtstage 800 setzte die oberste geistliche Gewalt einem mächtigen Fürsten die christliche Kaiserkrone auf; es kam damit eine Entwicklung zum Abschluß, die lange die Völker bewegte. Es kam damit aber auch ein Herrscher an die Spitze des christlichen Abendlandes, der es durch seine Regententugenden verdiente, daß in solch feierlicher Weise seine Herrschaft anerkannt wurde — der große Frankenkönig Karl wurde mit diesem heiligen Tage Kaiser.

Karl wurde 742 geboren; seine Eltern waren der Frankenfürst Pipin und die griechische Prinzessin Bertha. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, und diese Erziehung wurde noch sorgfältiger, als Pipin 751 Frankenkönig wurde, und Karl als ältester Sohn damit besondere Anrechte auf die Nachfolgerschaft erhielt. Als Pipin 768 starb, erbte Karl den größeren Norden des Reiches, während sein Bruder Karlmann den kleineren Süden erhielt. Doch schon 771 sank der Bruder ins Grab und Karl wurde als Alleinherrscher des Frankenreiches anerkannt.

Als solcher suchte er nicht nur die Gebiete des Frankenreiches in fester Hand zu halten, er suchte auch die Grenzen seines Reiches zu erweitern.

Als der Longobardenkönig Desiderius die Werchthame des Papstes, der durch Karls Vater auch weltlicher Fürst geworden war, angriff, überzog ihn Karl mit Krieg und schlug das überzogene Reich zu seinem Lande. Als dann von Spanien maurische Raubhorden kamen, die mit der Herrschaft des Kalifen von Cordova unzufrieden waren, führte Karl sein Heer auch nach Spanien; seine Eroberungen dort legten den Grund zu der spanischen Karl, die allerdings erst sein Sohn Ludwig in aller Selbstständigkeit errichten konnte. Der große deutsche Volksstamm der Sachsen, der mit den Friesen allein noch dem Heidentume anhing und immer wieder plündernd ins Land der Franken einfiel, sollte der Religion des Kreuzes unterworfen werden, er sollte aber auch politisch dem Reiche Karls eingegliedert werden — ein Glaube und ein König sollte in allen deutschen Landen herrschen. In zweiunddreißigjährigem Kampfe unterlagen die tapferen Sachsen, nahmen das Christentum vielfach gezwungen an; als dann aber statt des scharfen Schwertes das milde Wort des christlichen Missionärs sprach, erschlossen sich auch diese Herzen der göttlichen Lehre; die wahre Religion schlug dort tiefe Wurzeln und mit der ganzen Ernsthaftigkeit des Niederdeutschen erfüllten die Sachsen auch die Gebote des Christentums. Karl selbst war nicht nur der Eroberer des Landes und ihr Organisator in rein weltlichen Dingen, er betrieb auch die rein kirchlichen

Angelegenheiten mit der Hingabe, wie sie einem frommen Fürsten ziemten. Er gründete im Sachsenlande die Bistümer Bremen, Verden, Minden, Münster, Osnabrück und Paderborn; er schuf damit die geistlichen Mittelpunkte des Landes. Auch der Einführung der Klöster stand er mit treu helfender Hand bei, und gerade von den Klöstern ging sowohl für Religion wie auch für die sonstigen Kulturaufgaben des Landes der segensreichste Einfluß aus.

Nachdem Karl sich so ein gewaltiges Reich geschaffen, konnte es nicht ausbleiben, daß auch äußerlich dafür der Ausdruck geschaffen wurde — so war die Kaiserkrönung am Weihnachtstage 800 eine notwendige Folge der vorausgehenden Ereignisse. Sie hatte aber auch ihre Einwirkung, ihre segensreichste Einwirkung auf die Zukunft. Denn mit der Kaiserkrönung war Karl der weltliche Schutzherr der Kirche geworden, und die Aufgaben, die ihm dieses Amt stellten, hatte er in echt deutscher Treue auch gelöst.

Karl war tief durchdrungen von der großen Segenskraft des Christentums. Er wußte, daß die Religion des Kreuzes zwar Schweres vom Menschen verlangt, er wußte aber auch, daß diese gleiche Religion nicht nur für die Ewigkeit die größten Werte vermittelt, er wußte, daß sie auch für Körper und Geist eine wahrhaft gedeihliche Entwicklung vermittelt. Deshalb förderte er ihre Interessen auf jede Weise. Zwei Erzbistümer, neun Bistümer, vierundzwanzig Klöster verdanken ihm ihr Entstehen und Ausblühen. In zahlreichen höheren und niederen Schulen waren kirchliche Lehrer tätig, die dem großen Kaiser ihre Einsegnung verdankten. Den Gottesdienst ließ er mit reichster Entfaltung seiner alten Schönheit feiern. Für den kirchlichen Gesang trug er große Sorgfalt; aus Italien ließ er hervorragende Sänger kommen, um auch die rauheren deutschen Stimmen für die fremden Weisen des kirchlichen Gesanges heranzubilden. Den Bischöfen — daß zu ihnen nur kluge und fromme Männer genommen wurden, dafür trug er die größte Sorgfalt — gab er in der Reichsversammlung der Großen eine ausschlaggebende Stimme. Und jedes Jahr sandte er zweimal — im Frühjahr und im Herbst — einen geistlichen und weltlichen Würdenträger durch die Lande, um nach dem Rechten zu sehen, da, wo er selbst nicht erscheinen konnte. So herrschte in dem weiten Frankenreiche Gerechtigkeit und Frieden, und alle Völker fühlten mit innigem Danke die Hand eines starken, weisen und gerechten Fürsten über sich. Und im ganzen Mittelalter galt der große Karl als das Ideal eines christlichen Herrschers.

Doch Karl war nicht nur groß als Herrscher, er war auch ein edler hochstrebender Mensch; auch als Privatmann darf er getrost vor dem Urteil der Geschichte erscheinen. Er lebte sehr einfach und nüchtern, in einer Zeit wo der Gang zu übermäßigem Genuß von Speise und Trank noch tief im deutschen Volke saß. Uebermaß im Trinken war dem frommen Kaiser nicht nur verhaßt; er war für seine Person äußerst nüchtern und die kirchlichen Fasten hielt er wie ein strenger Mönch. Dem Gottesdienste beizuwohnen, war ihm wirklich Freude, und selbst im Kriegslager, während der harten Kriegstrapazen, erhob er sich jede Nacht zu heiligem Matruengebete. Wenn er Armen helfen konnte, durchströmte helle Freude sein großes Herz; nicht nur den Dürftigen seines Reiches half er, sein mildtätiges Erbarmen erstreckte sich auf die notleidenden Christen des ganzen Abend- und Morgenlandes.

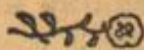
Als er sein Ende nahen fühlte, berief er die geistlichen und weltlichen Großen seines Reiches nach der Stadt Aachen, zog mit ihnen dann in die prachtvolle Pfalzkirche dort, legte die Krone auf dem Altare zu Füßen des Gekreuzigten nieder und sprach dann zu seinem einzigen Sohne und Nachfolger Ludwig: „Liebe Gott und halte seine Gebote heilig; trage Sorge für die Kirche Jesu Christi und schütze sie allezeit gegen die Nachstellungen der Boshaften; ehre die Priester als deine Väter und liebe die Untertanen wie deine Kinder; den Klöstern und Armen sei ein Tröster, wähle nur gerechte und gottesfürchtige Richter und betrage dich vor Gott und den Menschen unsträflich!“ Als Ludwig das verprochen, fuhr der Kaiser fort: „Nimm nun die Krone vom Altare

aus der Hand Gottes, setze dir sie selbst auf als beständiges Andenken an dein heiliges Gelöbniß!“

Von diesem Tage an wollte Kaiser Karl nichts mehr von weltlichen Dingen wissen, durch Gebet und durch Andenken an die großen Dinge, die ihm bevorstanden, reinigte er die Seele von den letzten Mäkeln und ging dann starren, frohen Geistes ein durch die Tore der Seligkeit zum Könige aller Könige und Herrscher aller Herrscher. Es war am 28. Januar 814. In der Kirche seiner Lieblingsstadt liegt er begraben.

Kaiser Karl steht darum so groß vor allem deutschen Volke, und gilt auch im Reiche Gottes so viel, weil er irdisches Herrschen mit dem Königtume über die eigene Seele verband. Das muß auch unsere Größe ausmachen, daß wir nicht nur Herrscher werden über äußere Verhältnisse, daß wir vor allem Könige werden über Ungebärdiges in der eigenen Brust, denn dort ein Herrscher sein bringt ewig Thronen, auf solche Könige warten Himmelskronen.

P. S. D., O. F. M.



Beggeleit zum Glücke

Von P. S. D., O. F. M.

Von den stillen Tugenden.

(Fortsetzung.)

Freigebig sein — ist edelste Freude und hoher Adel.

Es gibt doch viele Freuden in unserem Leben. Herrgott seiner Welt! Nur muß man sich aufs Suchen verstehen — sie finden sich gewiß — und das Kleine nicht verschmähen. Wie viele Freuden werden zertreten, weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken und was zu ihren Füßen liegt, nicht achten.“ — So schreibt die weltschmerzliche, kernhafte Frau Rat, die Mutter Goethes, an ihren Sohn. Ja, die Menschen suchen die Freuden oft, wo sie gar nicht zu finden sind, da sie meist doch so nahe liegen. Wieviele Menschen suchen die edle Freude im Gutesstun? Und doch birgt Wohltun die reinsten und dauerndsten Freuden in sich!

Wenn du, lieber Leser, bei glänzenden Festen gewesen, wenn du im Theater oder im Konzertsaal der Freude nachgegangen, wenn auf den Plätzen, wo sich die große Welt um die Jünger des Sports schaulustig sammelt, deine Tage verbracht, wenn du deinen Sinnen nichts versagst, ihnen den vermeintlichen Becher der Freude nach Herzenslust gereicht, mußt du da nicht mit dem größten Könige Israels ausrufen: „O Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist Eitelkeit!“

Wenn der heidnische Kaiser Titus an einem Tage nicht wohlgetan hatte, dann pflegte er zu sagen: „Freunde, ich habe einen Tag verloren.“ Hatte er dagegen an einem Tage Gelegenheit gehabt, reichlich Wohltaten zu spenden, dann lag am Abend wie lautere Freude auf seinem Antlitze.

Und du brauchst nur einmal ehrlich mit dir ins Gericht zu geben, dann mußt du dir selbst sagen, daß die Freude, anderen wohlgetan zu haben, rein und dauernd ist.

Du hast den Rotschrei eines armen Menschen mit weichem, gefühlvollem Herzen gehört, ihm deine Hand geöffnet, und dann seinen Dank empfangen — ist es dir nicht wohl geworden in deiner Seele, nicht selig und froh durch deine Seele gezogen? Und diese Seligkeit, diese Fröhlichkeit, ist sie nicht immer wieder nachgeworden, wenn die dankbare Erinnerung die gespendete Wohltat dir wieder ins Gedächtnis brachte!

Ein Priester hatte nicht nur sein persönliches Vermögen, sondern auch alles, was er von den Eltern ererbt hatte, dazu gebraucht, um für arme Kinder eine Erziehungsanstalt zu schaffen. Sie wurde in seiner Heimat erbaut, und jedes Jahr verbrachte er die paar Wochen der Erholung inmitten der Kleinen, denen er eine Heimat geschaffen. Und als er seine Pfarre nicht mehr ordentlich verwalten konnte, zog er sich in das von ihm erbaute Waisenhaus zurück. Merkwürdiger Weise lebte er hier wieder ganz auf. Als einst ein Fremder die Anstalt besuchte und der Erbauer selbst ihn herumführte, wunderte sich

der Besucher über die Rüstigkeit des Greises. Da antwortete ihm der Priester: „Ich war so abgearbeitet, als ich dies Haus zum ständigen Aufenthalte betrat, daß ich mir nur noch wenige Jahre versprach. Aber die Freude hat mich wieder stark gemacht. Wenn ich so unter den Kindern weile, sehe, wie sie vor ihrem Gotte knien und wohl auch für mich beten, wenn ich sehe, wie sie mit bestem Appetite und bestem Erfolge bei Tisch sitzen, wenn ich sie in heller Freude mit geröteten Wangen beim lustigen Spiele schaue, und wenn ich dann abends einmal durch den Schlafsaal gehe und diese eigentlich heimatlosen Kinder so sorglos und tief schlummern sehe: dann erfährt mich eine Freude, die ich gar nicht beschreiben kann. Und diese Freude hat mir neue Lebenskraft gegeben. Diese Freude ist das beste Lebenselixier; ich hoffe, daß sie mich noch manches Jahr unter den Kleinen, meinen Lieblichen, läßt.“

Als der heidnische Tyrann den heiligen Laurentius aufforderte, die Schätze der Kirche auszuliefern, ging der Heilige scheinbar auf diesen Wunsch ein. Er versammelte all die Armen, denen er aus dem Schatz der Kirche reichlich mitgeteilt, um sich und hat dann den Richter zu kommen. Mit fröhlichem Blicke und frohem Herzen zeigte er dann hin auf die merkwürdige Versammlung — mit den Worten: „Sieh' hier mein Schatz, unsere Kostbarkeiten!“ Welch reine Freude durchdrang wohl die Brust des hl. Buzzeugen, als er die dankbaren Blicke der Armen, die er einmal und öfter glücklich gemacht, sehen durfte! Sicherlich hat ihm diese Freude mitgeholfen, die Qualen der Marter mit der bekannten Heiterkeit zu tragen.

Wenn Dankbarkeit überhaupt dem Menschen so wohlthut, dann empfindet der Freigebige ja diese Wohlthat am reichsten. Und je edler der Mensch ist, umso höher wird die Freude in seinem Herzen schlagen, wenn er wohlgetan. So verstehen wir auch das Wort eines neueren Schriftstellers: „Reine, absichtslose Wohlthätigkeit ist der Hochgenuss des Daseins. Wer ihn nicht schmeckt, hat nicht gelebt.“ Und J. Paul schreibt so schön und wahr: „Der armselige flüchtige Sinnenknecht einer besseren Nahrung, welchen etwa ein paar geschenkte Groschen bereiten können, und überhaupt der Genuß, der kann nie Anlaß werden, daß man die Groschen so freudig hingibt; aber die Freude, die man dadurch auf einen ganzen Tag lang in ein ausgehungertes Herz und in seine weissen, kalten, engen Adern auswärmend hineingießt: dieser schönste Himmel anderer Menschen ist doch wohl wohlfeil genug damit erkaufte, daß man selber einen dabei hat.“

„Aus Not nur, aus Bedürfnis nimmt der Arme, Aus gutem Herzen aber gibt der Gute. Er gibt nur Brot, nur Kleider oder Holz Und nimmt das Wohlthuns Freude dafür ein: Für Sichtbar — Irdisch — bald Verschwindendes Ein Unsichtbares, Bleibendes auf immer. So nimmt der Arme denn nicht ganz umsonst; So gibt der Reiche dann nicht ganz umsonst: Sie tauschen nur, und schön gewinnt der Reiche.“ (Schefer.)

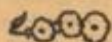
Doch freigebig sein vermittelt nicht nur die reinsten, edelsten Freuden — es adelt auch mit dem wahrsten und ältesten Adel.

Der höchste Adel, der einzige Adel, der auch vor dem ewigen Gotte gilt, besteht in einer Verähnlichung mit Gott. Nun sagt aber schon der Heide Seneca: „Wer freigebig anderen mitteilt, der ahmt Gott nach.“ Und ein anderer Vertreter des Heidentums, der besseren Richtung im Heidentume, Cicero schreibt: „Durch keine andere Tat können die Menschen mehr zeigen, daß sie etwas Göttliches an sich haben, als durch die Freigebigkeit.“ Nachahmung bewirkt Verähnlichung, und gerade wenn wir Gott in seiner hervorsteckendsten Eigenschaft, in seiner unendlichen Freigebigkeit, die über Gute und Böse ihren Segen ergießt, nachahmen, werden wir wohl am ehesten und sichersten das Wort des Heilandes erfüllen: Seid heilig, wie euer Vater im Himmel heilig ist! Und das andere Wort: Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist! Gerade Wohlthat reißt uns vom Irdischen los, macht uns frei vom niederen Standpunkt des Menschlichen und zieht uns mit Macht zu Gott empor, vergöttlicht uns gewissermaßen, verleiht uns

einen Adel, den keine irdische Macht verleihen kann.

Die Liebe, die im Wohltun sich äußert, hört mit diesem Leben nicht auf, sie geht in die Ewigkeit mit hinüber. Und auch der Adel, den sie verleiht, gründet sich nicht auf einen Adelsbrief, der, von irdischer Hand geschrieben, fürs Diesseits gilt, sondern auf ein Adelsdiplom, das auch vor dem Himmel gilt; denn vor ihm tun sich die Tore dieser seligen und ewigen Heimat auf.

Verschaffe dir diesen Adelsbrief, lieber Leser, durch ein freigebiges Herz und eine offene Hand! Es kommt nicht auf die Größe deiner Gabe an, und wenn du auch arm bist, wie die Witfrau im Tempel, der der Heiland selbst den Adel für die Ewigkeit zusprach, sei wenigstens freigebig mit deiner Liebe, und auch du stehst einmal bei den für alle Ewigkeit Geadelten am Throne des Allerhöchsten.



Der Lügenchorsthl

Von Hanns Gishert.

(Nachdruck verboten.)

Der Georg Ehninger war immer allein, schon als Kind. Der Vater war durch schlagende Wetter im Bergwerk allzu früh zu Tode gekommen. Das hatte der blassen schwächlichen Frau einen schweren Stoß gegeben; niemals hatte sie die Folgen der furchtbaren Erschütterung ganz überwunden. Mit Mühe vermochte sie die Kraft für die Anforderungen des Lebens aufzubringen; das Bäckchen mußte ihr tüchtig zur Hand gehen und ihr auch nahe sein, wenn sie sich schwach fühlte. Wenn sie ihr Kind auf diese Art von den Menschen abschloß, so belebte sie ihn andererseits die stille Welt des armen Häuschens mit Feen und Zaubergeistern, die in den nahen Bergen wohnten, mit Elfen und Nixen. Und wußte ihm so wunderherrliche Märchen; zu erzählen, daß des kleinen Chorschels Herz anschwellte, wie das des treuen Heinrich, der die Eisenreihe um sein Herz gebrocht, und er ihr einen Thron baute in seinen Gedanken, wie ihn keiner der Könige und Prinzen und Königsfinder in den schönen Märchen besaß.

Mit keinem Menschen hätte das arme Bergmanns-Kind tauschen mögen, mit keinem Menschen im weiten Gegendrude. Was es Schönes und Begehrtes wert gab, das träumte es sich zusammen, und sein Heim war ihm ein Eden, das ihm die zärtlichste, die aufopferndste Mutterliebe mit täglich neuen Wundern schmückte. Desto härter war es für den Knaben, als das treue Herz der Mutter brach, als sie, die ihrem Kinde die Sterne vom Himmel hätte holen mögen, es zu beglücken, fortmüßte, um es allein und treudlos zurückzulassen.

Die Gemeinde war nicht entzückt, die Sorge für den Knaben aufgebürdet zu bekommen, da nach Verleigerung des bishigen Habs und Gut blutwenig übrig blieb. Nach Landesitte wurde der Chorschel versteigert. Das heißt: es wurden Angebote eingefordert, wer geneigt sei, den Knaben in Kost und Erziehung zu nehmen und zu welchem Preis. Dem Mindestfordernden wurde er dann zugeprochen.

Die Schaniellehnerzuzl blieb Siegerin in diesem Wettbewer. Daß des Kindes Unterhalt auf einem sehr bescheidenen Fuße geführt wurde, läßt sich daraus ersehen. Immerhin war die Benzl Bäuerin, das Land und die paar Ställe Rindvieh geben neben den Anforderungen des Marktes noch so viel her, daß neben ihren fünf Buben und Mädchen auch noch ein sechster Dungeniger durchgefüttert werden konnte.

Aber es war eine tatkräftige, resolute Frau, bei der es keine Verwunderung der Natur, kein Märchen erzählen gab. Alle Kräfte mußten angespannt werden, damit die tägliche Arbeit bewältigt werden konnte. Auch der Chorschel mußte tüchtig heran, mußte nach den Schulstunden leichte Feldarbeit schaffen oder das Vieh hüten. Das tat er am liebsten. Wenn er im hohen Grafe lag und ringsum nichts sah, als blauen Himmel und vielleicht die Spitzen der höchsten Berge, dann wachte eine Wunderwelt in ihm auf, und er vergah Menschen und Alltag. Und träumte, träumte...

Wenn er dem Wasel und dem Diasl nachher dann erzählte, daß er mit den Vögeln gesprochen oder was die bunten Falter ihm erzählt, oder daß die Wildfrau aus ihrer Felsenhöhle zu ihm gekommen, oder daß er der Mutter Bild in der Dämmerung gesehen und daß ihre Märtyrerkrone sich allmählich in einen leuchtenden Kranz stummer Sternlein verwandelt habe, dann erbosten sich die Buben und verprügelten

den Lügenschorschel gründlich. Auch die Bäuerin zwang ihn mal dorthin an den Ohren, um ihm das vermaledeite Lügen auszutreiben. Aber der Chorschel konnte das Ausschneiden nicht lassen.

Wohin er kam, blieb er der Lügenschorschel. Er sah die Welt mit anderen Augen an, als seine Umgebung, und wenn er von dem sprach, was in ihm lebte, fand er nur Achselzucken und verwunderte Augen. So blieb er einsam. Und seine Phantasie belebte die unterirdische Welt, in die sein Verstand ihn führte mit Wundern aller Art. Und dachte sich Worte dazu aus, die er verflochten in ein Werk eintrug und als einen großen Schatz hütete.

Der Name ging dem Lügenschorschel auch nach, als der große Krieg ausbrach und ihn mit vielen Kameraden ins Feld rief. Da stand er freilich seinen Mann. Der Georg Ehninger mit seinen schwieligen Fäusten und seiner Bergmannsstarre war der Erste, wenn es galt, auszugreifen und zu stürmen, Wälle aufzubauen oder verwundete Kameraden aus dem Feuer zu tragen. Früh hatte ihm seine Tollkühnheit das Kreuz eingetragen, und die Kameraden sagten, er sei fest. Als der eintönige Stellungskrieg begann, meinte er das Leben nicht ertragen zu können. Und doch bedachte er der Schützengraben für ihn einen Wendepunkt. Bei n. gen. Bücher kamen in die Hand des Bildungshungigen, der in seinem entlegenen Bergdorf kaum das Lesen und Schreiben von dem alten Lehrer gelernt hatte. Die Gedichte des Tages wurden wieder und wieder gelesen, vorgetragen. Als sein Regiment fürchterliche Verluste wegen zurückgezogen worden war, sah er Theateraufführungen, lernte die Größen des Geistes kennen und verstehen.

Wieder war es ihm wie in der Kindheit Tagen, als ob der Eisenreif um seine Brust platze. Alles, was ihn erfüllte, was er erlebte drängte zu Tage. Das Dicht schwoll an und immer wieder fand er neuen Ausdruck für die Schreden, wie für die Größe der Zeit. Inzwischen versuchte er es mit den Kameraden, von dem zu sprechen, was so übermächtig in ihm wogte, waren sie doch so gut Freund geworden. Aber gleich stand etwas Fremdes zwischen ihnen; bitter empfand er, daß er ihnen wieder der Lügenschorschel war.

Zu böser Stunde kam er wieder vor den Feind. Engländer und Franzosen versuchten einen mit allen Schrednissen der Artillerie unterstützten Angriff, der aber von der deutschen Infanterie heldenhaft abgewiesen wurde. Georg Ehninger ward das Opfer seiner Tollkühnheit. Totwund brachten ihn die Getreuen in Deckung. Aber Menschenhilfe kam zu spät. Nur so lange noch lebte er, um zu wissen, daß das Opfer seines und so vieler anderer Leben nicht umsonst gewesen, daß der Sieg den Deutschen geblieben. Sprecher konnte er nicht mehr, aber seine halbgebrochenen Augen leuchteten auf; er suchte nach dem Bäcklein auf seinem Derge.

Tieferschüttelt las der Feldgeistliche den Vers, der des Sterbenden letzten Willen enthielt, las Gedichte von wuchtiger Kraft, von glühender Vaterlandsliebe in oft ungelenter eigenartiger Form gegeben. Und er verstand das tragische Geschick dieses einfachen Mannes aus dem Volke, dem ein außergewöhnliches, ein seltenes Talent in die Wiege gelegt worden, und der abgerufen worden war, als es sich hätte entfalten können. Goldene Worte sprach er an dem frischen Grabe, von Einem, der unter Seinesgleichen einhergegangen, ein Fremder, Unverständener, der doch ein gottbegnadeter Dichter gewesen. Und daß er es als heilige Pflicht empfand, dem Tapferen, dessen eigenartige Begabung ihm unter Seinesgleichen fast ein Brandmal aufgedrückt habe, nach seinem Tode zur Anerkennung zu verhelfen.

Alles verstehen die Feldgrauen nicht; aber sie schauerten sich verstohlen an und wie ein Gelohnis ist es, daß des Toten letzte Ruhestätte nicht leer wird von bunten Blumen. Insegeheim rückt manch einer an der Mauer, wenn er an dem Grab vorübergeht, in das der Feldgeistliche des Chorschels Verse hat eingegraben lassen:

Der ich im Leben allein, im Tode möcht ich vereint sein.
Brüder, Euch Allen, mit denen ich streit für des Vaterlandes Größe.
Ach! Ihr kanntet mich nicht... Doch fühlten wir alle das Eine:
Sterben wollen wir gern, wenn nur Deutschland, nur Deutschland uns lebt.
Schlummern im Dunkel ganz sacht, daß wir den Tag nicht verschlafen,
Da der Drommete Ton kündigt des Deutschen Sieg.
Wenn die Glocken erklingen, dann wisse es, Deutschlands Kaiser,
Tief aus der Erde Schooß grüßt dich ein schlafendes Heer.



Das Beichtgeheimnis

(Fortsetzung.)

Roman von Matthias Viank.

Nachdruck verboten.

Da hatte der Pfarrer bemerkt, warum Ernst Peruz ohne Gruß hatte fortgehen müssen. Und er endete: „So mag er wohl in der Erregung die Korridortüre zu schließen vergessen haben, was von einem nicht bemerkten Dritten bemerkt worden war, in des Toten Arbeitszimmer zu kommen. Welche Frist war dann verstrichen von dem Augenblicke, da Sie sein Fortgehen am Fenster bemerkt hatten, bis zur Entdeckung des Erschlagenen?“

„Das weiß ich nicht mehr. Jedenfalls etwas mehr als eine Viertelstunde.“

„Diese Zeit konnte aber genügend gewesen sein, daß ein anderer die Tat verübte und wieder verschwand.“

„Sie glauben ihm?“

„Ja!“

„Und vorher? Ehe er es Ihnen versichert hatte?“

Der Pfarrer durfte nicht davon sprechen, daß er es wußte, daß ein anderer die Tat verübt hatte; er antwortete:

„Ich konnte an meinem Bruder nicht zweifeln.“

„So vermögen die Bande des Blutes mehr als die Liebe. Ich aber bin schuldiger, schlimmer, verworfener, als er es verdient hätte. Ich hatte geglaubt, über ihn Richter sein zu können. Verzeihung geben zu dürfen, ich hatte gewähnt, verzeihen gedacht, gerecht zu urteilen, für und mit ihm zu sühnen, und mußte erkennen lernen, wie eitel alle menschliche Erkenntnis ist, fühlen, wie tief der sinken kann, der sich selbst erhöht vermeint!“

Da sie diese leidenschaftliche Anklage gegen sich erhob, hatte sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt; dann beugte sie den Kopf so tief, daß er auf der Seitenlehne des Stuhles auflag.

Der Pfarrer war durch diesen Ausbruch der Verzweiflung auf das tiefste erschüttert, und er versuchte, zu trösten:

„Sie sind nun zu hart gegen sich selbst. So schwer ist dies nicht zu verzeihen. Irren können wir Menschen alle. Und Ernst wird nichts wie Freude empfinden, daß Sie ihm nun glauben. Das ist doch das Beste, daß Sie den Glauben zurückgefunden haben.“

„Still! Jedes dieser Worte trifft mich nur umso schwerer. Nicht das allein ist es, daß ich das Vertrauen verlor. Schlimmeres geschah, in der vermessenen Absicht, das Schicksal beeinflussen zu wollen, zu sühnen, was andere gefehlt haben sollten.“

„Was kann das sein? So erklären Sie es mir!“

Aber der Pfarrer von Sankt Michael erhielt keine Antwort. Es war nach einem Ansehen, ohne einen Zuruf erst abzuwarten, ein Dritter in das Zimmer eingetreten.

In diesem aber hatte der Pfarrer auf den ersten Blick jenen Unbekannten erkannt, jenes erste Beichtkind seit seiner Anwesenheit in St. Michael, das ihm selbst die Tat gebeitet hatte, wegen der sein Bruder schuldlos angeklagt worden war. Gleichzeitig aber stieg jene Erinnerung in ihm auf, wo er Martha Holländer schon einmal begegnet war. In der Allee in dem Wagen mit eben jenem Unbekannten, der hier eingetreten war. Und der Pfarrer von Sankt Michael mußte sich beherrschen; er durfte es durch keine Regung verraten, was er wußte. Und dennoch hatte auch der Fremde ihn wieder erkannt. Der Pfarrer hatte es in dem raschen Aufblitzen der schwarzen Augen bemerkt, in dem Zusammenballen der Hände, in dem Zucken der buschigen Brauen.

Beide hatten sich erkannt. Unterdessen hatte sich aber auch Martha Holländer aufgerafft; sie stand aufrecht, wobei sich aber ihre Hände auf die Rückenlehne des Stuhles aufstützten:

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie bekannt mache, Hochwürden Ludwig Peruz, Pfarrer von Sankt Michael, Hans Schrönghammer, mein Verlobter!“

So sehr sich der Pfarrer beherrschen zu können geglaubt hatte, als er dieses Wort von ihr gehört hatte, da war er doch zusammengefahren; und wider Willen waren die Worte seinen Lippen entschlüpft:

„Ihr — Verlobter?“ —

„Mein Verlobter, Hochwürden! Erzählen Sie Ihrem Bruder, was Sie gesehen und gehört hatten. Und vielleicht — vielleicht — kommen Sie noch einmal zu mir. Ich — ich würde mich freuen.“

Da hatte der Pfarrer von Sankt Michael nur noch eine Verbeugung gemacht. Er fühlte, daß er nicht mehr bleiben konnte; er mußte mit sich selbst klar werden. Und Hans Schrönghammer begleitete ihn bis zur Türe, die er ihm noch öffnete. Beim Hinausgehen hörte der Pfarrer noch die ihm leise zugefächelten Worte: „Vergessen Sie die Unverletzlichkeit des Beichtgeheimnisses nicht!“

Und dann wandte der Pfarrer allein den Korridor entlang, betäubt, wie trunken. — —

13. Kapitel

Hans Schrönghammer war in das Zimmer zurückgekehrt, in dem Martha Holländer geblieben war. Aber es verstrichen mehrere Minuten, ohne daß von den beiden das Schweigen unterbrochen wurde.

Hans Schrönghammer blieb am Ramin stehen, an den er sich mit dem Rücken anlehnte, während er die Arme über der Brust gekreuzt hatte, dabei zuckten seine Lippen, und seine Brauen schoben sich dicht zusammen. Martha Holländer stand noch immer neben dem Stuhle, auf dessen Lehne sie sich aufgestützt hatte. Das fühlte sie, daß nun eine Abrechnung kommen würde, daß sie nun Hans Schrönghammer Rechenschaft schuldig war. Wenn dieser sie dann frei gab, war sie erlöst! Wenn er aber darauf bestehen blieb, die Einlösung ihres Versprechens zu fordern? Dann mußte sie dieser Pflicht gehorchen, die sie freiwillig gewählt hatte.

Um so schwerer litt sie nun, daß sie erkennen mußte, daß sie die Hoffnung auf ein Glück verloren hatte, weil ihr Vertrauen nicht die Größe besessen hatte, wie es die Liebe hätte fordern dürfen.

Ernst Peruz hatte die Heimsuchung bestanden; um sein Glück zu gewinnen, hatte er bedingungslos das Verlangen ihres Vaters erfüllt, das ihn dann durch Vertreibung von Zufällen in sein Unglück getrieben hatte. Und sie, um derentwillen er die Prüfung auf sich genommen hatte, hatte zuerst den Glauben an ihn verloren; daß sie ihn durch eine Unwahrheit hatte retten wollen, war für ihn erst noch zum Verhängnis geworden.

Da trat sie vom Ramin her die erste Frage von Hans Schrönghammer: „Was suchte der Pfarrer hier?“

„Er brachte mir Nachricht von Ernst Peruz, der der Tat an meinem Vater beschuldigt wird.“

„Ich hatte davon gelesen. Aber ich hatte dich nicht an das erinnern wollen, was du vergessen solltest. Was hat er zu dir gesagt?“

„Daß sein Bruder schuldlos ist.“

„Sein — sein Bruder? So war dies der Bruder des Verhafteten?“

Dabei war er dicht vor sie hingetreten, so überraschend hat ihn diese Mitteilung getroffen; in seinem Gesichte aber war das Erschrecken mit solcher Deutlichkeit ausgeprägt, daß die Augen fast aus ihren Höhlen traten.

Das hatte sie sehen müssen.

„Warum erschrickst du daran?“

„Ich — ich bin doch nicht erschrocken.“ Und er zwang sich zu einem Lachen. „Es ist nur sonderbar, daß der Bruder eines Mörders ein Pfarrer ist.“

Da richtete sich Martha Holländer auf:

„Er ist kein Mörder!“

Seine Augen blitzten sie an:

„Dies wäre ein Streit um Worte. Es hat ihn doch erschlagen.“

„Nein! Das hat er nicht getan.“

„So! Warum wurde er dann verhaftet?“

„Weil der Schein gegen ihn spricht.“

„Der Schein? Wer hätte denn die Tat begangen können, wenn er es nicht gewesen war?“

„Jemand ein unbekannter Dritter, der durch die von Ernst Peruz offen gelassene Türe ein-
drungen war.“